

Weltwochenschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 29

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Er errötete wie ein Knabe.

„Ich bitte Sie inständig, Frau Hollbruch, meine Warnungen zu beherzigen.“

„Sie brauchen keine Sorge um mich zu haben, Herr Keridan. Ich fürchte mich nicht vor Schweizer Radio-Fabrikanten. Herr Heliopoulos ist doch Radio-Fabrikant?“

„Ja.“

„Und er haust wohl nicht in einem einsamen Blaubart-Schloß, sondern in einer friedlichen und netten Pariser Villa?“

„Ja“, erwiderte er bedrückt.

„Dann ist alles in Ordnung. Sie scheinen Ihren Geschäftsfreunden gegenüber sehr mißtrauisch zu sein, Herr Keridan?“ Er gab keine Antwort. „Und was habe ich nach dem Besuch bei Herrn Heliopoulos zu tun?“

„Nichts mehr, Frau Hollbruch“, er schluckte schwer. „Dann sind Sie frei. Dann können Sie machen, was Sie wollen.“

„Fein. Danke, Herr Keridan. Dann werde ich heute abend abreisen.“

Fortsetzung folgt.

Weltwochenschau

Die „unsichtbare“ Mehrheit.

In Neuenburg tagte die Geschäftsleitung der schweizerischen Freisinnigen. Sie nahm mit Befriedigung Kenntnis von der Annahme des Strafgesetzbuches. Das versteht man. Denn mit diesem einheitlichen Strafrecht wurde eines der freisinnigen Postulate erfüllt, das gewissermaßen zum Programm der führenden Staatspartei unseres vergangenen Jahrhunderts gehörte. Man könnte sagen: Der letzte Programmpunkt ging in Erfüllung. Was ließe sich noch vereinheitlichen, ohne auf den Widerstand der kantonalen Souveränität zu stoßen? Die Sorgen des Freisinns von heute und morgen sind total andere, als sie im „liberalen Bekenntnis“ vorgesehen sind. Wirtschaftskrisen, Arbeitslosennot, Zweifel über die richtige Handhabung der Staatsfinanzen, über die Grenzen staatlicher Einnischung in die private Wirtschaft . . . alles scheint aus einem ganz neuen Zeitalter zu stammen, das mit Bekenntnis zu Freiheit, Demokratie, Vaterland, Landesverteidigung sich nicht bewältigen lassen will, ebensowenig mit den Garantien für freie Religionsübung, Freiheit der Rede, der Schrift usw. Es gilt überhaupt, Probleme als solche zu erfassen, über die man lange nicht so eindringlich nachgedacht, wie über die alten Ideale des freien Volksstaates, in welchem der Einzelne mit gehörigem Fleiß als frei Wirtschaftender leben und das Ganze gerade dadurch gedeihen konnte.

Die Freisinnigen müßten konstatieren, daß die mitregierende Partei, die der katholisch-konservativen, den Kurs seit Jahren eher belastet als fördert. Und daß im Bunde mit ihr sich der neue Weg schwer finden, die Probleme sich nicht verstehen lassen. Die R. K.-Partei drückt in den Räten einfach nach rechts, ihre Wählerschaft bleibt bei allen eidgenössischen Entscheiden negativ. Die Wehrvorlage . . . wären nicht die Gewerkschaften gewesen, würde durch die k. k.-Wählerschaft gefallen sein. Die Wehrleihe zeigte die „katholisch-föderalistischen“ Kantone am Schwanz, die sogenannten „roten“ an der Spitze. Das Strafgesetz . . . wo wäre der Sieg geblieben ohne die sogenannten „rot“ Stimmen.

Es gibt eine unsichtbare Linksmehrheit in der Schweiz. Sie setzt sich zusammen aus der Opposition, die nicht an der Regierung beteiligt wird, aus dem Bundesrat, der seinem Parlament Gesetze vorlegt und sie mit Hilfe der Hälfte seiner Anhänger und der Opposition durchbringt, und aus dem fortschrittlichen Bürgertum, das von Fall zu Fall anders abzugrenzen ist.

Jrgendwie muß den Freisinnigen in Neuenburg die Existenz dieser seit langem funktionierenden unsichtbaren Mehrheit bewußt geworden sein. Eine Resolution über die Finanzreform, welche vom Bundesrat rasch eine neue Vorlage fordert, die

„auf dem Boden der Volksbefragung“ bleiben soll, verrät dies. Es ängstigt den Freisinn, daß der Bundesrat eine neue dreijährige Periode des „Fiskalnotrechts“ ankündigt. Die oberste Landesbehörde (gesetzlich nur die zweitoberste), soll sich nicht mehr um den normalen Weg drücken!

Wie viel leichter ginge alles, wenn die „unsichtbare“ in eine „sichtbare“ Mehrheit umgewandelt würde!

Evian, Reims, Soflofest und anderes.

In Evian tagte eine „Flüchtlingskonferenz“, die beschließen soll, was die verschiedenen Staaten mit den vertriebenen Deutschen und Oesterreichern anzufangen haben. Südamerikaner und Nordamerikaner wollen sich der Juden annehmen, Demokraten aus aller Welt zeigen sich besorgt über die Folgen einer neuen Praxis im nationalen Rechtsleben, die vor zwei Duzend Jahren noch undenkbar geschienen: Ueber die Folgen der Ausbürgerungen. Wohin sollen wir kommen, wenn das so weitergeht? Wird das geplante Flüchtlingsamt helfen können? Gibt es vielleicht dem Dritten Reiche einen Anstoß zu milderem Verhalten? Oder werden die deutschen Machthaber wenigstens die Ausreisebedingungen für Juden und politische Gegner erleichtern, wenn sie sehen, daß den Leuten anderswo Platz geschaffen wird?

Wir fürchten, daß dies nicht der Fall sei. Die österreichischen Juden hoffen zwar, man werde sie mit 20 % ihres Vermögens ziehen lassen, und wenigstens ein Teil der Viertelmillion, die in Wien und den andern Städten des Landes überflüssig geworden, werde das neue furchtbare Ägypten verlassen und ihr Kanaan erreichen können. Allein es steht nichts sicher. Die Schwarzseher erwarten viel eher verschärfte Verfolgungen. Und eine wahnwitzige Vision taucht in den Zeitungen auf: Man werde die Juden in Arbeitslager zusammentreiben und zur Fron für die Aufrüstung zwingen; zum Straßen- und Kanalbau würden sie gut genug sein, und sollte der Krieg ausbrechen, würden sie für entsprechende Arbeit sehr dienen. Dabei ließe sich hoffen, daß die alte Generation rasch sterben und eine junge nur noch in beschränktem Umfange nachwachsen werde.

Wenn der Krieg kommt, haben die deutschen Juden sicherlich noch weniger zu lachen als heute. Göring, der Diktator des Vierjahresplanes, wird kaum für Juden Nahrungsmittel importieren wollen . . . zuerst müssen die Arier satt sein, und lang's nicht, dann geschehe mit den Juden, was da wolle!

Ja, wenn der Krieg kommen sollte! Die Franzosen haben in der wiederhergestellten Stadt Reims ihre Kathedrale eingeweiht, die der letzte Krieg zerstört hatte. Was war das für ein Geschrei damals, und welche Empörung löste das Zusammenschließen des gotischen Bauwerkes durch die deutsche Artillerie aus! Und heute? In Spanien sind alle Kirchen in der Frontgegend Munitionsdepot und natürliche Forts, und die Bomben fallen, wo sie wollen. Keine Weltmeinung vermag mehr aufzukommen und den Einfluß zur Rettung der Kultur zu erzwingen. Wieder hat die Francoarmee einen Sieg errungen, ein Städtchen namens Nules nahe der Küste liegt regelrecht atomisiert da, samt Kirchen und Kapellen, die Sierra Espada fällt, der Angriff gegen Sagunt beginnt, und General Miaja verkündet, Valencia, das nur 30 km hinter Sagunt liegt, werde sich als zweites Madrid erweisen.

Es wird kaum möglich sein, diese Prophezeiung wahr zu machen. Valencia liegt zu nahe am Meer. Italienische U-Boote werden zur Flotte Francos abkommandiert und deuten an, daß mit dem Landangriff, wie bei Nules, ein Angriff der Flotte verbunden werden soll. Valencia steht in unmittelbarer Gefahr, der Angriff auf Sagunt ist schon eingeleitet. Die „Römer“ werden es, wie in antiker Zeit, zerstören, und die Geschichte wird einen zweiten Bericht von der heldenhaften Verteidigung schreiben . . . aber „nichts kann Sagunt retten“. Und wenn Valencia bestürmt und genommen wird, rückt der Tag des Triumphes für Mussolini heran. Frankreich und die Tschechei mögen sich vorsehen . . .

Das Sokolfest in Prag ist beendet. Die tschechischen Turner, die Sokoln, die „Falken“, haben mit ihren Brüdern aus Jugoslawien und Bulgarien, aus Rumänien und Amerika ihr Treffen gefeiert und das Bild einer entschlossenen Bewegung gegeben, das man gern den Herren in Berlin und anderswo hätte zeigen mögen. Unerfütterlich scheint der Wille dieser Hunderttausende zu sein, die Fahne der Republik und der Demokratie hochzuhalten und das zu schützen, was ihr eigentliches Werk genannt werden darf: Das freie Vaterland. Gegen Habsburg, gegen das mächtige Grundbesitzertum gestern . . . gegen wen wirs morgen gehen? Am Horizont steht der deutsche Riese.

Unheimliche Stille breitet sich über die Pläne der deutschen Armee. In Frankreich wird man nervös. Der Rechtsabgeordnete De Kerillis weist auf drohende Überraschungen. Von allen Seiten laufen zweifelhafte Meldungen ein. Henlein habe den Auftrag, die neuen Staatsgesetze der Tschechei zu sabotieren und keine Versöhnung anzunehmen. Die „Sudetendeutschen“ seien im Begriff, auf jeden Vorschlag der Pragerregierung ihr „Unannehmbar“ zu antworten, und aus der allzulangen Verhandlung werde notwendigerweise steigendes Unbehagen und schließlich die Explosion resultieren.

Im übrigen stellt Frankreich einen offensichtlichen Plan Mussolinis fest, das britisch-französische Bündnis zu trennen. Die Wut des römischen Diktators, die sich in einer Rede am Dreschfest der pontinischen Erntearbeiter entlud, verriet, worüber man in Rom am meisten tobt: Daß Chamberlain in London sich geweigert, das britisch-italienische Einvernehmen in Kraft zu setzen, ohne die spanische Regelung abzuwarten. Frankreich sei aber der Urheber dieser britischen Weigerung. Ueberdies kann man in Rom nicht verwinden, daß Chamberlain auch ein Abkommen zwischen Italien und Frankreich erwartet, ohne das die Vereinbarungen zwischen England und Italien wertlos bleiben. In den „Akten des großen Fascistenrates“ legte der Duce entschiedener als je das Bekenntnis zur Achse Berlin-Rom und zum japanisch-deutsch-italienischen Dreieck ab, drohte Europa den „antibolschewistischen Krieg“ an und verriet mit jedem Worte, daß Frankreich der Feind von morgen sei, mit dem er gar kein Abkommen will!

Was haben wohl die Glocken der Keimser Kathedrale eingeläutet?
—an—

Kleine Umschau

Ein Huhn und die alten Römer.

Die Maxime des Franzosenkönigs Heinrich IV., wonach jeder Bürger am Sonntag sein Huhn im Topfe haben soll, ist sprechender Beweis für die Liebe und das Verständnis, die dieser sympatische Herrscher seinem Volk entgegenbrachte. Ein Beweis ferner dafür, daß auch unter einer goldenen Krone ein geschiedter Kopf sitzen kann.

Das sonntägliche Huhn der Franzosen hat seinen geschichtlichen Vorläufer — wenn auch in etwas anderer Art — im täglichen Bad der alten Römer. Es wäre jedoch verfehlt, die alten Römer etwa als Kostverächter disqualifizieren zu wollen. Der Name eines Lukullus ist denn doch zu bekannt, und die Schilderung üppiger Mähler im Hause des Pompejus zu sehr Gedankengut der allgemeinen Bildung geworden. Neben dem reichhaltigen Genuß auserlesener Gerichte aber, betrieben die Römer einen wahren Kultus mit der Körperpflege. So soll die Modedame am Tiber sehr viel Wert auf Glanz und Schönheit des Haars gelegt, und es dieserhalb regelmäßig schampoontiert haben. Vor dem Schlafengehen legte Fabiana einen Umschlag aus großen, in Butter weichgekochten Bohnen auf, und Lullia bestrich das Gesicht mit einem wohlriechenden Brei aus Weizenkörnern und jüdischer Myrrhe. Der große Dichter Ovid bezeugt sogar, das die Römerin eine Schminke aus Bleipulver

oder Kreide auftrug, wenn sie bemitleidet werden wollte oder sonst in melancholischer Stimmung war.

Allgemeingut der alten Römer aber war zweifellos das Bad. Nicht das Schwimmen und Plantschen im Wasser, sondern der Aufenthalt in Heißluftbädern — in sogenannten türkischen Bädern.

Die durch Ausgrabungen auf der Engehalbinsel in früheren Jahren zutage geförderten Altertumsreste (Schwerter, Helmstücke, Teile von Streitwagen) zeigen deutlich, daß die Römer frühzeitig schon die militärische Bedeutung von Bern und Umgebung erkannt hatten. Daß sie sich jedoch nicht nur mit den Helvetiern herumbalgten, sondern auch hygienischen Anforderungen Genüge leisteten — davon zeugt die Badeanlage im Reichenbachwald, die kürzlich freigelegt und den Bernern nun zugänglich gemacht worden ist. Im Schatten dunkler Tannen und hoher Buchen liegt das prächtige Bad mit den deutlich sichtbaren Räumen, Heizanlagen und Leitungen, die uns in ihrer technischen Vollkommenheit einfach verblüffen. Staunend stehen wir vor diesen Mauerresten. Eigenartig empfinden wir hier die Berührung mit einer Zeit, einer hochentwickelten Kultur, die um 2000 Jahre zurückliegt. Die Historiker behaupten übrigens, auf der Engehalbinsel und in der Tiefenau hätten bereits in der vorrömischen Zeit helvetische Ansiedelungen bestanden. 1694 kamen in der Enge beim Pflügen römische Münzen zum Vorschein. Um 1850 herum wurden Schmucksachen aus Bronze und Eisen ausgegraben. Im Zehendermätteli, wo man sich heute an Kaffee und Kuchen erlabt, wurden auch so alte Sachen gefunden. Ueberall und zu allen Zeiten stieß man hier und dort auf Spuren der Römer und Helvetier. Und der vor dem Pulverhaus (zwischen Rohfeld und Reichenbachwald) nach der Tiefenaustraße abzweigende Kastellweg ist sicher auch Hinweis auf eine dort ehemals bestandene römische Befestigung.

Die hethitische Badewanne und — — —

Ausgrabungen in Syrien haben ergeben — und es ist nicht uninteressant, das im Zusammenhang mit dem Ergebnis der babilonischen Altertumsfunde zu wissen — daß die Hethiter (neben Babylonien und Ägypten einer der bedeutendsten Kulturkreise der vorchristlichen Zeit) schon vor 4000 Jahren schönere und größere Badewannen besaßen, als wir sie heute auch im luxuriösesten Palace-Hotel vorfinden. Man hat bei Abufemal, einer Stadt am Euphrat, mit allen erdenklichen Schikanen ausgestattete Baderäume entdeckt, deren aus Ton hergestellte Wannen fast groß genug für Schwimmübungen waren und Einrichtungen zur willkürlichen Regulierung der Badewassertemperatur besaßen. Aus gleichfalls dort vorgefundenen Keilschriften geht hervor, daß verschieden gefärbte Salze benützt wurden, um dem Wasser Wohlgeruch, Frische und anziehende Farbe zu verleihen. Im Zusammenhang mit den Luxusbadezimmern wurden Reste einer Kanalisation gefunden, die die Abwässer der ganzen Stadt aufnahm und sie kilometerweit in die Wüste führte.

— — — und ein Praktikus.

Als ich meinen Freund Walter mit begeisterten Worten auf diese kulturhistorisch so überaus interessanten Tatsachen aufmerksam machte und dabei nicht unterließ, in besonders eindrucklicher Weise die geschichtliche Vergangenheit unserer schönen Stadt zu schildern, da meinte er trocken: „Ich kann überhaupt nicht begreifen, daß man die alten Römer und die noch älteren Hethiter nicht endlich einmal in Ruhe lassen kann. Anstatt ihre alten Badeanlagen“ — Walter schob den Zehnerstumpfen energisch in den linken Mundwinkel, was stets dann geschieht, wenn er etwas Wesentliches mit Nachdruck sagen will — „Badeanlagen für teures Geld auszugraben, wäre es besser, mit dem schönen Haufen Bagen neue Bäder für die heute Lebenden zu bauen.“

Dieser unlegbar praktische Standpunkt wirkte auf mich wie eine kalte Dusche. Er paßt somit in seiner Auswirkung ausgezeichnet in diese „Kleine Bade-Umschau“.

Stürmibänz.